

Essay: Sein und Erkennen bei Parmenides

Und dass man es erkennt, ist dasselbe wie die Erkenntnis, dass es ist. Denn nicht ohne das Seiende, bezüglich dessen es als Ausgesagtes Bestand hat, wirst du das Erkennen finden.

Parmenides, DK 28 B 8

Hält man einem philosophisch ungeübten Menschen eine derartige, zudem unerläuterte Aussage vor, so ist sicherlich nicht viel daran, das im intuitiven Verständnis fassbar wäre. Offenbar werden hier Fragen der Ontologie und Erkenntnistheorie behandelt, doch eine konkrete Ausdeutung fällt zunächst schwer. Machen wir uns in diesem Essay daran, den Sinn der Aussage verständlich zu machen, Folgen des Gedachten zu erläutern und eine Kritik, so gut dies möglich ist, zu äußern!

Behandelt wird hier das Verhältnis der Begriffe des Erkennens, des Seins (*einai* im Griechischen, im Zitat mit *das Seiende* übersetzt) und der Wahrheit, welche sich hinter dem Term »Bestand haben« verbirgt. Erkennen, so beschreibt Parmenides, habe demnach »als Ausgesagtes« wahr zu sein. Eine Aussage stellt auf Wortebene einen Zusammenhang zwischen (sprachlichen) Gegenständen dar. Wie kann also, fundamental betrachtet, eine Aussage als wahr oder unwahr entschieden werden? Eine Aussage *an sich* schließlich besitzt keinen Prüfstein. Parmenides erweitert also den Horizont der Aussage; er postuliert eine korrespondierende Entität, das »Sein«. Jede Aussage wird in Bezug auf das Sein auf Wahrheit, das heißt Übereinstimmung, geprüft. Es stellt nun eine Tautologie dar, dass ohne das Sein Erkennen nicht glücken kann; denn die Aussage, in der das Erkennen stattfinden soll, könnte sich auf nichts beziehen; es läge also kein Objekt des Erkennens vor.

Für den modernen Menschen ist ein Begriff wie das »Sein« zunächst sehr unverständlich, finden wir es doch in der Alltagssprache nur entweder als Ausdruck der Existenz eines bestimmten Objekts (das Pferd *ist*) oder Zuschreibung einer Eigenschaft eines Objekts (der Apfel *ist* rot/ein Dackel *ist* ein Hund). Keine dieser Seinsbedeutungen hat jedoch die Antike Philosophie im Sinn: Die von uns im Allgemeinen angenommene existierende Welt mit entstehenden und vergehenden Formen, die wir entsprechend mit den Prädikaten *seiend* oder *nichtseiend* versehen, spielt bei Parmenides keine Rolle, kümmert er sich mit seinem Begriff *einai* doch um das reine Sein mit der Eigenschaft, hinter dieser Welt des Scheins, des Seienden, der Oberfläche zu liegen.

Warum bloß, so fragen wir uns intuitiv, bezieht Parmenides Wahrheit nun aber nur auf das Sein und nicht auf das Seiende, wie wir es in heutigen Zeiten tun? Stellen wir eine solche Frage, vergessen wir dabei die verschiedenen Paradigmen, die den Auffassungen zugrunde liegen. Heute sind wir es gewohnt, nur der direkten Empirie, Wissenschaft zu vertrauen, die sich eben dieses Seiende als Gegenstand wählt. Alles, was dahinter liegt, wird als zur Metaphysik zugehörig schnell als Spekulation abgetan, die nach dem Ökonomieprinzip zu eliminieren sei.

Das antike Paradigma aber ist das des Staunens über die Welt in einer zurücklehnenden Weise. Das Seiende wird als des Staunens kaum würdig betrachtet, scheint es doch geradezu trivial und offensichtlich; zudem spielt noch die Natur mit dem Menschen Katz und Maus, nur schwerlich lässt sie sich in Regeln

und Gesetze pressen. Die verborgene Welt aber, die der Prinzipien, die sodann auch auf das Seiende zurückwirken, wirkt interessant und anziehend sowie in reiner Geistestätigkeit ergründbar. Diesen praktischen Grund, das Seiende außen vor zu lassen, suchte Parmenides durch logische Argumentation zu unterfüttern. Seine Prämissen sind:

1. Was als Sein gedacht werden kann, ist auch wirklich.
2. Was als Sein gedacht werden kann, ist unveränderlich.
3. Die sich darbietende Welt verändert sich.

Er schließt daraus:

1. Das Wirkliche ist unveränderlich.
2. Die Oberfläche unserer Welt ist nicht das Sein.

Wir sehen hierin eine Argumentation, die vom Wesen des Denkens her Aussagen über die Welt entwickelt. Hier bedeutet sie eine Legitimation, sich nicht auf die seiende Welt, sondern auf das Sein an sich zu konzentrieren. Doch über eines müssen wir uns im Klaren sein: Im Prinzip *postuliert* Parmenides ein unveränderliches, wirkliches Sein. Der Schluss klärt nur, wo wir dieses Denkprinzip Sein finden können – nämlich hinter dem Seienden, hinter dem Schein. Doch zeigt der Schluss *nicht* auf, ob das Sein überhaupt zu existieren habe – es bleibt postuliert.

Klären wir trotz dieser Fragwürdigkeit das Zitat bis zum letzten Ende auf. Der erste Satz spinnt, obwohl er vorangestellt wird, den Gedanken des Seins noch etwas weiter: *Das Sein kann erkannt werden*; es gibt also nur ein Sein, welches noch dazu unteilbar ist: Denn eine Erkenntnis des Seins ist immer gleich eine vollständige Erkenntnis desselben und seines Modus als Sein. So kann schließlich auch das Sein nur entweder gänzlich oder nicht erkannt werden, da es keine Teile des Seins gibt, die für sich erkannt werden könnten.

In sich ist Parmenides' System kohärent, steht jedoch in dem Postulat des Seins und seiner Eigenschaften auf tönernen Füßen. Sein wird gefordert als das Gegenstück zur sich verändernden Welt, als das einzig sichere Reich der Erkenntnis. Hiermit sogleich ist auch das Dilemma dieser Philosophie angerissen: Indem sichere Erkenntnis über die ferne Sphäre des Seins ermöglicht wird, entfernt sich die Philosophie (gewollt) von dem Seienden, kann also kein praktisches Wissen mehr bereitstellen, das die Phänomene des Alltags erklärt. Die antagonistische, realistisch zu bezeichnende Philosophie hingegen leidet an dem Gegenteil: Die Erkenntnis und Erklärung von Phänomenen des Alltags kann nicht über die Schwelle zum Metaphysischen treten, da sie eben dem keine Realität zuspricht.

Die Gedanken des Parmenides haben sich philosophiegeschichtlich als höchst wirksame erwiesen. Wichtig sind in diesem Zusammenhang die Verdienste an der Methode der Philosophie: Parmenides entwickelt mithilfe logischer Argumentation Bedeutungen für Wahrheit, Evidenz, Sein und Erkenntnis; und macht mit Hilfe dieser nun bedeutungsvollen Begriffe Aussagen über die Konstitution der Welt. Untersucht wird also das Denken selber und dessen Strukturen, die sodann auf die Welt übertragen werden – ein Verfahren, welches etwa Kant und, in leicht veränderter Form, auch analytische Philosophen zur Grundlage ihrer Philosophie nahmen.